

Ulrich Jackel

Ein Trojanisches Pferd? oder: Hochschulgemein- den als Kirche auf dem Weg

Die folgenden Anmerkungen zur Lage der Hochschulgemeinden wollen zunächst informieren, wie es — 10 Jahre nach den Studentenunruhen und nach verschiedenen Auseinandersetzungen — gegenwärtig um die Hochschulgemeinden im deutschsprachigen Raum (insbesondere in der BRD) steht. Da aus den meisten Gemeinden junge Menschen an irgendeiner Hochschule studieren, dürfte eine solche Information für viele interessant sein. Gleichzeitig macht der Beitrag aber deutlich, daß und warum die Hochschulgemeinden gerade auch heute exemplarisch leben und verwirklichen, wie die Kirche der Zukunft — zumindest auch — aussehen wird. red

1. Kein Rezept

Man nehme einige mehr oder weniger katholische Studenten, einen frischen Pfarrer, ein bis zwei Laien (je nach Geschmack theologisch oder weltlich diplomiert), sowie eine Sekretärin, füge etwas Geld und gute Worte bei, gebe sie in ein feuerfestes Geschirr und lasse alles auf kleiner Flamme schmoren. Anschließend mit Salz, schwarzem Pfeffer und rotem Paprika pikant würzen, mit Süßrahm verfeinern, kurz aufkochen und dann abkühlen lassen. Alsdann mit Zitaten aus kirchenamtlichen Dokumenten garnieren und den geladenen Gästen aus Kirche und Gesellschaft vorsetzen. Als Beilage empfiehlt sich, je nach Jahreszeit und Marktlage, Schwarzwurzel und rote Beete.

Dieses „Rezept“ fiel mir ein, als ich anfang, schriftlich über die Situation der Hochschulpastoral nachzudenken. Die Stoffsammlung wurde immer unübersichtlicher: „Die“ Hochschulpastoral gibt es so wenig wie eine griffige Definition von Hochschulgemeinde (KHG)¹. Diese Feststellung ist zwar ein Allgemeinplatz, kennzeichnet aber doch die Situation. Einig sind sich wohl alle an der Hochschulpastoral Interessierten in der guten Absicht, ein schmack- und nahrhaftes Gericht anzubieten, vielleicht sogar als preiswerte Alternative zur unübersichtlichen Speisekarte der hochschuleigenen Mensa. Aber wie es schmeckt, das hängt nicht nur von den (vielen) Kirchenköchen ab, auch nicht nur von den Zutaten, sondern mindestens ebenso von den Erfahrungen, die die Gäste zuvor mit kirchlichen Küchen gemacht haben — wobei es noch einmal unklar ist, ob es die geladenen Gäste sind oder jene von den Hecken und Zäunen und ob die nicht lieber selber am Herd stehen.

Die Schwierigkeiten sind im übrigen nicht neu, genau

¹ Mancherorts heißt sie Studentengemeinde (KSG), ohne daß dies einen programmatischen oder strukturellen Unterschied bedeutet.

so wenig wie die Frage, ob denn nur die Kirche etwas Bekömmliches anzubieten habe oder ob sie umgekehrt viel von den anderen — Studenten und Hochschullehrern in diesem Fall — empfangen und lernen kann.

So riskant Verallgemeinerungen sind und so bestreitbar Analyse und Folgerungen sein mögen, so notwendig ist darum (wieder einmal) eine Bestandsaufnahme, die auch die Konfliktpunkte benennt und — natürlich — zugleich durch die Erfahrungen des Verfassers geprägt, also einseitig ist.

2. Die gegenwärtige Lage

„Glaubenslose, Unberührte, Zurückhaltende und Ringende dürften die neuen Typen sein, vor denen heute die Studentenseelsorge (steht). Ihnen gegenüber (entfaltet) sie innerhalb der verschiedenen Möglichkeiten, die ihr die einzelnen Institutionen bieten, die ganze Fülle und Lebenskraft katholischen Glaubens . . .“².

2.1 Immer dasselbe?

Mit diesen Sätzen wird im Protokoll der deutschsprachigen Studentenpfarrerkonferenz (SPK)³ wiedergegeben, was der Bonner Studentenpfarrer Heinrich Lutz zum Thema zu sagen hatte. Das war im Jahre 1920! In etwa das Gleiche, nur mit anderen Worten, gab 1977 die Frankfurter Studentengemeinde in ihrem Erfahrungsbericht der Bistumsleitung zu lesen: Sie arbeite vornehmlich für und mit Studenten, „die ihre bisherige Erfahrung mit Kirche in Familie, Pfarrei und Schule negativ beurteilen und sich von diesen erfahrenen Formen des Christentums distanzieren, trotzdem aber — mehr oder weniger bewußt — die Hoffnung bewahrt haben, adäquatere Formen christlichen Lebens entwickeln zu können“.

Eine Folge dieser Situation ist, daß gewöhnlich nur Theologiestudenten und solche, die bereits eine starke kirchliche Bindung an die Hochschule mitbringen, sich für die Studentengemeinde *als Gemeinde* engagieren⁴. Häufiger richtet sich das Interesse nur auf einen Arbeitskreis oder auf Kommunikationsangebote oder auf einen Gottesdienst. Und bei alledem kann sich auch noch der Verdacht einstellen, daß vielleicht nur konsumiert wird, was Hauptamtliche anbieten.

Bezogen auf das Interesse könnte man also fragen: Was wäre, gäbe es keine Studentengemeinde? Und die Antwort könnte lauten: Vermutlich gäbe es nur einen kurz-

² Clara Hartmann, Die Studentenseelsorge zwischen den beiden Weltkriegen, in: Paul Benkart — Wolfgang Ruf (Hrsg.), Katholische Studentenseelsorge. Geschichte und Gestalt, Paderborn 1965, 48. — Diesem Sammelband entnehme ich auch die weiteren historischen Hinweise.

³ Sie wurde am 26. September 1917 in Frankfurt a. M. als „Vereinigung von katholischen Studenten- und Studentinnenseelsorgern für das deutsche Sprachgebiet“ gegründet.

⁴ Sofern sie nicht weiterhin in ihrer Heimatgemeinde engagiert sind und daher nicht in der KHG mitarbeiten können oder wollen.

weiligen Sturm im Wasserglas. Bereits die nächste Studentengeneration wüßte kaum noch davon.

2.2 Ein Trojanisches Pferd ...

Damit ist nicht nur das für die alltägliche (und jahrelange) Arbeit gravierende Problem der Fluktuation (alle Jahre wieder neu anfangen!) angesprochen, sondern die schwerwiegendere Frage: In wessen Interesse liegt es, daß es überhaupt eine Studentengemeinde gibt? Wer „hat etwas davon“, wer braucht sie?

Der Titel dieses Beitrags zielt pointiert auf diese Fragestellung. Vereinfacht: Ist die Studentengemeinde das von der Kirche in die *Hochschule* geschleuste „Trojanische Pferd“, von dem aus Neuland gewonnen werden soll — oder ist die Studentengemeinde gar innerhalb der *kirchlichen* Mauern so etwas wie ein Trojanisches Pferd, aus dessen Bauch eines Tages „Systemveränderer“ in die Heilige Stadt vordringen werden?

Ich möchte hier vorläufig der Hypothese nachgehen, daß beide Fragen mit „Ja“ zu beantworten sind.

... eine „Missionsstation“ ...

Manche verwenden für Aufgaben- und Zielformulierung ein „*missionarisches Modell*“. Die Hochschulgemeinde ist danach eine „Missionsstation“, ein „Brückenkopf“ im feindlichen oder zumindest tendenziell atheistischen Land der Hochschule. Das eingangs skizzierte „Rezept“ entspricht dieser Vorstellung. Ausgangspunkt ist die Feststellung, daß die Mehrzahl der Studenten und Lehrer mit Kirche „nicht viel am Hut haben“, oft so wenig, daß sie diese noch nicht einmal mehr bekämpfen, sondern schlicht ignorieren. Das gilt auch für jene Universitäten, die eine starke theologische Fakultät und ein kirchlich geprägtes Hinterland haben (z. B. Münster i. W., Tübingen). Greifbarer ist dieses Phänomen jedoch in Städten wie Bremen oder Frankfurt oder Berlin. Aber auch dann, wenn die Hochschulgemeinde seitens der Mehrheit der Hochschulangehörigen eher als (verzichtbarer) Wurmfortsatz der Hochschule angesehen wird, soll sie doch Kirche an der Hochschule sein und „präsent“ machen⁵.

In dieser Anforderung stecken freilich zwei theologisch und empirisch verschiedene Begriffe von Kirche: Im Raum der Hochschule „*Kirche sein*“ ist u. U. etwas anderes als „*Präsenz der Kirche*“ an der Hochschule. Letzteres entspricht (nicht ausschließlich, doch eher) der Vorstellung vom Brückenkopf.

... oder angepaßt?

Umgekehrt, aber nicht auf derselben Ebene⁶, werden

⁵ Vgl. Würzburger Synode, Beschluß über „Schwerpunkte kirchlicher Verantwortung im Bildungsbereich“, Nr. 8; eine ausführliche Erläuterung gibt Aloys Heck, Zur Situation der Hochschulpastoral — Schwerpunkte und Perspektiven nach der Synode, in: Christophorus 21 (1976) Nr. 4; vgl. auch Hans Werners, Die Studentengemeinde, in: Benkart—Ruf, a. a. O. 178 ff.

⁶ Im vorigen Abschnitt ging es primär um die Einstellung von

die Hochschulgemeinden *innerkirchlich* von manchen als Trojanisches Pferd *beargwöhnt*, zumal von denen, die das missionarische Modell bevorzugen: die Hochschulgemeinden passen sich danach zu sehr dem jeweiligen Trend an, verkürzen die Botschaft des Evangeliums⁷ und sind von (linken) nicht-kirchlichen Ideen infiziert. Zumindest in der Bundesrepublik Deutschland und in der (laikalen wie klerikalen) Hierarchie gibt es solche Befürchtungen. Sind die (oder manche) Hochschulgemeinden eine Gefahr für die Kirche? Manchen kirchenamtlichen Reaktionen liegt offenbar diese Einschätzung zugrunde, in der Bundesrepublik vor allem spürbar seit der Studentenbewegung Ende der sechziger Jahre.

2.3 Aus der Sicht von Studenten und Lehrern

Im vorigen Abschnitt wurde „Kirche“ noch immer eher als Amtskirche verstanden und deren (positive und negative) Erwartungshaltung gegenüber den Hochschulgemeinden benannt. Es mag daher überraschen, daß die gleichen Erwartungshaltungen auch auf seiten der Studenten und Hochschullehrer zu finden sind, allerdings mit umgekehrtem Vorzeichen: Das „missionarische Modell“ wird u. U. als geschickt getarnter Versuch verstanden, Leute zu „angeln“ und dann an die kirchliche Leine zu binden. Das Wort „katholisch“ auf dem Türschild verhindert daher oft schon die erste Kontaktaufnahme.

Von anderen, die sich durch diesen Verdacht nicht abschrecken lassen, werden Hochschulgemeinden jedoch als eine Möglichkeit gesehen, *Kirche neu und anders zu leben* (anders als sie bisher Kirche erfahren haben) und dann vielleicht auch die Großkirche zu verändern. Also doch „Trojanisches Pferd“?

Obwohl es große Unterschiede zwischen den Hochschulgemeinden gibt, läßt sich als *durchgehende Tendenz* festmachen, daß es im allgemeinen die zuletzt bezeichnete Gruppe von Studenten und manchmal auch Lehrern ist, die sich in Hochschulgemeinden engagieren. Um das verständlich zu machen, sei eine grobe Unterteilung in drei „Kategorien“ versucht, so sehr die Grenzen in der Realität auch verschwimmen mögen:

Drei Kategorien:

— keine prägenden oder schlechten Erfahrungen mit Kirche

Ein großer Teil der Hochschulangehörigen hat mit Kirche entweder gar keine prägende oder aber schlechte Erfahrungen gemacht. Mit der Trennung vom Elternhaus bzw. vom heimatlichen Milieu wird auch die Kirche als Ballast abgeworfen. Sofern sie nicht ausschließlich auf Studenten und Hochschullehrern; hier sind eher die kirchlichen „Insider“ im Blick.

⁷ Vorwurf der Deutschen Bischofskonferenz gegen das Schwerpunktprogramm der KDSE von 1971 („Kath. Deutsche Studenteneinigung“; die Nachfolgeorganisation als Dachverband der Studentengemeinden ist die „Arbeitsgemeinschaft der katholischen Studenten- und Hochschulgemeinden in der BRD und in West-Berlin (AGG)“.

die Berufsausbildung fixiert sind, engagieren sie sich eher in politischen Gruppen. Von Kirche werden jedenfalls keine Problemlösungen erwartet.

— Mitarbeit in der Heimatgemeinde

Ein kleiner Teil ist weiterhin eng mit Familie und Heimatgemeinde verbunden und arbeitet dort mit (z. B. in der Jugendarbeit), dies umso eher, wenn es sich um ortsansässige oder Fahrstudenten handelt.

— christliches Engagement trotz Distanz zur Kirche ...

Die dritte Gruppe, von der schon die Rede war, ist zwischen den ersten beiden anzusiedeln. Gemeint sind jene Hochschulangehörigen — in erster Linie Studenten —, die zur Kirche zwar ein distanziert-kritisches Verhältnis, aber doch die Hoffnung noch nicht aufgegeben haben, daß mit und in Kirche ein „besseres Leben“ möglich ist. Die Vorstellung, was dieses bessere Leben sei, ist häufig diffus und wird zunächst gegen schlechtes Leben und kirchlich entfremdetes Christentum negativ abgegrenzt. Die dahinter wirksame Sehnsucht reicht aber aus, um es noch einmal zu versuchen.

... repräsentativ auch für andere Gruppen

Es lohnt sich, diese — in vielen Hochschulgemeinden dominierende — Gruppe näher zu betrachten, weil sie möglicherweise auch repräsentativ ist für größere Gruppen außerhalb der Hochschulen; für Menschen, die sich einerseits in der Kerngemeinde der Territorialpfarre nicht zu Hause oder sogar als Außenseiter fühlen und dennoch den gesellschaftlichen Trend zu Unentschlossenheit und zu Indifferenz nicht mitmachen wollen. Es sind — idealtypisch beschrieben — jene Christen, die sich grundsätzlich positiv zu ihrer eigenen (auch kirchlich so oder so geprägten) Lebensgeschichte stellen und sich bewußt für oder gegen Christentum und/oder Kirche entscheiden wollen. Es sind Menschen, die „echt“ sein und die übliche „Sektorierung“ des Lebens nicht mitmachen, die Religion nicht als Privatsache verstehen wollen.

Konsequenzen

Diese Ausgangslage hat eine doppelte Konsequenz: „*authentisches christliches Leben*“ braucht einen Raum der Freiheit, angstfreie Kommunikation, Erfahrung von Gemeinschaft, eine nicht-hierarchische Gemeinde; zweitens bedarf es, wenn *christliche Identität* gelingen soll, einer Integration von persönlichem Glauben, alltäglicher Lebens- und Berufspraxis und gesellschaftspolitischem Engagement. Letzteres ist zwar wiederum nicht neu⁸, aber unter Kirchenleuten nicht selbstverständlich⁹.

2.4 Lebensraum Hochschule

Da die Hochschulgemeinden im Raum der Hochschule leben, ein paar Streiflichter: Bis 1967 schien alles in Ord-

⁸ Die Studentenpfarrerkonferenz hat bereits 1920 vor einer Trennung zwischen Politik und „religiösen Gesichtspunkten“ gewarnt und in der Folgezeit deutlich gegen nationalsozialistische und antisemitische Tendenzen, auch im kirchlichen Raum, Stellung bezogen.

⁹ S. u. Abschnitt 3.4 „Plurale Einseitigkeit“.

nung, weil beim alten geblieben zu sein. Mit der Studentenbewegung (getragen von Studenten, die nach dem 2. Weltkrieg geboren sind!) entstanden große Hoffnungen auf eine neue Gesellschaft, auf grundlegend neue Verhältnisse. Die Hoffnungen waren verknüpft mit einem starken Glauben an das Heil durch Fortschritt und an die Macht des (zu verändernden) Bewußtseins — Hoffnungen, die bald enttäuscht wurden. Die Revolution degenerierte zur Revolte, Reformen erstickten in Machtkämpfen zersplitterter Gruppen (der „Neuen Linken“ wie des „Establishments“). Am Ende blieb Resignation, als Geste der großen Verweigerung oder als pure Anpassung, um z. B. den inzwischen unsicher gewordenen Arbeitsplatz nicht zu riskieren. Die Angst vor Radikalen begünstigte in der Bundesrepublik den Trend nach rechts, das Hochschulrahmengesetz (das die Reformen zusammenfassen sollte) wurde zu Teilen zu einem Gesetz gegen die Autonomie der Hochschule und die (früher beneidete) Freiheit des Studierens. In der Folge — verbunden mit der teils berechtigten, teils auch übertriebenen Angst der Studenten vor Berufsverboten und Akademiker-Arbeitslosigkeit — entwickeln sich die Hochschulen zunehmend zu *Ausbildungsbetrieben*. Für Allgemeinbildung, soziales und politisches Engagement bleibt kaum noch Raum¹⁰. Dafür nimmt, besonders an den Massen-Universitäten, die Isolation des einzelnen erheblich zu und werden Partnerschaften häufig überfordert¹¹. In dieser Situation ist es für viele ein Luxus, sich noch an anderen Stellen zu engagieren.

Seltsamerweise nimmt aber kaum jemand wahr, daß die Ruhe unpolitischer, anpassungsbereiter und auf individuelles (Berufs-) Glück fixierter Studenten langfristig für die Gesellschaft gefährlicher ist als die früher beklagte „Unruhe an den Universitäten“. Ähnliches gilt nebenbei auch für die Kirche.

Können ausgerechnet die Hochschulgemeinden den Teufelskreis von kollektiver Resignation und privater Isolation durchbrechen?

Am Anfang stand das Problembewußtsein einiger Priester. So meinte 1891 der Freiburger Konviktsdirektor Andreas Schill, „man habe eine Spezialseelsorge für Dienstmädchen, für Mütter, für Jünglinge, für Gesellen, für Arbeiter, nur an die Studenten denke niemand“¹².

¹⁰ Das gleiche Phänomen ist bereits in den Schulen zu beobachten: Konkurrenz wird vielfach zum bestimmenden Verhaltensmuster, ebenso wie erfolgsorientierte Anpassung.

¹¹ Weil sie alles das leisten sollen, was zuvor Familie, Freundeskreis und Gruppen erbrachten.

¹² Zitiert nach Richard Hauser, *Der Weg zur Studentengemeinde*, in:

Bloße Ausbildungsbetriebe

3. Gemeinde im Grenzland

3.1 Von der Seelsorge an Studenten ...

Pate stand das Modell der Standesseelsorge, zunächst nebenamtlich von einzelnen Priestern wahrgenommen, primär im Sinn einer persönlichen, geistlichen Beratung und individueller sozialer Hilfe. Im Grunde hing alles von der Ausstrahlungskraft des „Pastors“ ab.

... zur Hochschul-
gemeinde

Der Gedanke einer Studentengemeinde kam erstmals 1918 (Studentenpfarrerkonferenz in Leipzig) auf. Was in den zwanziger Jahren theologisch entdeckt und in der liturgischen Bewegung erprobt wurde, entstand unter dem Druck des Dritten Reiches: Christen erfahren sich primär als Glaubensgemeinschaft, als Gemeinde. Diese Entwicklung zur Studentengemeinde wurde von den deutschen Bischöfen bestätigt¹³. Eine Voraussetzung dafür war, daß die Hochschule als ein eigener (relativ geschlossener, wenn auch zeitlich begrenzter) *Lebensraum* der Studenten angesehen wurde.

Während des zweiten Weltkrieges und in den Jahren danach verstanden sich die Hochschulgemeinden vorzüglich „vom Altar her“, als Gemeinde der Getauften. Ottmar Dessauer, bis 1965 Hochschulpfarrer in Frankfurt, pflegte noch zu sagen: Mitglied der Studentengemeinde ist, wer katholisch getauft und zugleich an der Universität eingeschrieben ist. Der Semester-Eröffnungs-Gottesdienst fand in der Aula der Universität statt, manchmal unter der Beteiligung des Bischofs.

Mit der Studentenbewegung änderte sich das Bild schlagartig¹⁴. Die (oberflächliche) Harmonie von Lehrenden und Lernenden zerbrach, individuelle Lebensprobleme ertranken im gesellschaftspolitischen Ozean, und Religion, zumal der Kult, wurde in den Bereich des Mythos abgeschoben¹⁵. Das blieb nicht ohne Folgen für die Hochschulgemeinden.

3.2 Akzentver-
schiebungen

Waren die Anfänge kirchlicher Arbeit in den Hochschulen (z. B. Verbindungen, Marianische Congregation) noch deutlich vom Kulturkampf geprägt — Katholizismus gegen weltliche Wissenschaft —, so wurden die Hochschulgemeinden 1968 faktisch vor die Alternative gestellt, sich entweder als ein Teil der damals brodelnden Universität zu verstehen oder aber die Isolation „frommer Eliten“

Benkart—Ruf, a. a. O. 30; in späteren Jahren heißt es, daß die Verbindungen zu wenig Studenten erreichten, als daß sie die Studentenseelsorge tragen könnten.

¹³ Die Studentenseelsorger erhielten den Titel „Pfarrer“; gleichzeitig war klar, daß die Studentengemeinden keine kirchenrechtlich definierten Pfarren sind. — In der Schweiz überwiegt noch das Konzept der Studentenseelsorge.

¹⁴ Es gibt Unterschiede: heute noch kommen in Münster i. W. mehr als 2000 Menschen zum Semestereröffnungsgottesdienst, in Frankfurt a. M. sind es etwas mehr als hundert.

¹⁵ Interessanterweise verzeichnet aber auch die allgemeine kirchliche Statistik 1968 einen Knick: Gottesdienstbesuch und Sakramentenpendung gehen deutlich zurück.

1968: Hoffnungen und
Traumata

zu teilen. Zehn Jahre danach ist es verhältnismäßig leicht, ein kritisch-abwägendes Urteil zu fällen.

Mit aller Vorsicht läßt sich behaupten, daß die Arbeit einer Hochschulgemeinde immer auch ein Reflex der betreffenden Hochschule wie der kirchlichen Situation ist. *Das Jahr 1968* bezeichnet in vieler Hinsicht einen Einschnitt: Studentenbewegung in der Bundesrepublik, Maiunruhen in Paris, Enzyklika „*Humanae vitae*“, Katholikentag in Essen, Solidaritätsgruppen¹⁶. Die katholische Aufbruchsstimmung im Gefolge des II. Vatikanischen Konzils traf mit einer gesellschaftlichen Bewegung zusammen, die Hoffnungen auf baldige und grundlegende Veränderungen waren stark — und wurden zugleich mit Gegenkräften konfrontiert: Kirchlich durch „*Humanae vitae*“, staatlich durch Polizeieinsätze gegen Demonstranten. Beides ließ Traumata entstehen, die heute noch fortwirken. Danach gilt Kirche als lebensfeindlich und der Staat als Feind der Freiheit. Die diesem Urteil entsprechende Einstellung heißt dann bald Abstinenz: Weder von Kultusbehörden noch von kirchlichen Instanzen werden Problemlösungen erwartet. Vor diesem verdüsterten Horizont waren die Hochschulgemeinden gezwungen, sich als „dennoch“ hilfreich zu erweisen. Die Sprache und Problemstellung mußte nahe an dem (manchmal stürmischen) Bewußtsein der Studenten sein, was mancherorts unvermeidlich auch zu einer Distanzierung von Teilen der Professorenschaft führte. Die für viele überraschend neue Erkenntnis, daß das individuelle Leben gesellschaftlich und ökonomisch bedingt ist, und der vorschnelle Glaube, daß Fortschritt rational steuerbar sei, brachten — aus heutiger Sicht — manche Einseitigkeiten hervor, haben aber auch das Bewußtsein für neue Probleme geschärft. Zumindest hat die manchmal marxistisch angehauchte Diktion von Programmtexten viele verschreckt. Dennoch ist aus dieser Zeit geblieben ein deutliches Interesse an *gesellschaftspolitischen Fragestellungen*, die die Rolle der Kirche in der Gesellschaft ebenso betreffen wie die staatliche Wirtschafts- und Entwicklungspolitik.

Gesellschaftspolitische
Fragestellungen

Die Frage, welche Maßstäbe für individuelles und kollektives Verhalten aus dem Evangelium zu gewinnen seien, wird vielfach verknüpft mit dem Aufruf zur Analyse der gesellschaftlichen Situation. Inspirierendes Mo-

¹⁶ Vgl. den instruktiven Beitrag von Norbert Greinacher, Probleme und Tendenzen im Katholizismus der BRD seit dem Essener Katholikentag (1968), in: Frankfurter Hefte 33 (1978) 39–52; im gleichen Heft findet sich eine plastische Schilderung der heutigen Studiensituation und des Lebensgefühls der Studenten von Horst Rumpf.

dell ist dafür die lateinamerikanische Theologie der Befreiung¹⁷, die sozialwissenschaftliche Analyse und Evangelium so verbindet, daß der Praxis Vorrang gegeben wird und die theologische Reflexion daraus folgt. Ausgangspunkt theologischen Denkens sind darum letztlich der leidende Mensch und die Hoffnung auf Befreiung von Unterdrückung, Ungerechtigkeit, Armut, Ausbeutung, Folter und struktureller Gewalt¹⁸.

3.3 Theoretische Praxis

Damit sind häufig auch spezifische Grenzen einer Hochschulgemeinde erreicht. Im Milieu der Hochschule lassen sich leichter Modelle formulieren als langfristig (Fluktuation!) erproben. Im allgemeinen gibt es keine Kinder und keine älteren Menschen. Auch die Berufstätigen, die sich zur Hochschulgemeinde rechnen, gehören meistens höheren Bildungs- und Einkommensschichten an. Die „Fußkranken“ der Gesellschaft können nur schwer integriert werden (obwohl es hin und wieder auch gelingt). Ausländer, Behinderte, religiös und psychisch Deformierte erwarten jedoch mit Recht, daß sie gerade in einer kirchlichen Stelle Hilfe erhalten. Studentische Gruppen haben aber oft nicht die erforderliche Stabilität (der Mitglieder und als Gruppe), um mit „schwierigen Leuten“ zurechtzukommen. Daher sind gerade auf dem Sektor der sozialen Hilfe und der Beratung die hauptamtlichen Mitarbeiter gefordert¹⁹. Sie sind es auch, die so etwas wie Kontinuität gewährleisten, mehr als der Gemeinderat oder Mitarbeiterkreis.

Dennoch gibt es auch in Hochschulgemeinden Gruppen, die sich praktische Aufgaben gestellt haben: Arbeit mit Studienanfängern, Strafgefangenen, Behinderten und Drogenabhängigen oder für Projekte in der Dritten Welt. Aber auch dann, wenn das nicht geschieht, ist zu fragen, ob der Begriff „Praxis“ nicht auch auf solche Gruppen angewandt werden muß, die sich zunächst mit sich selbst beschäftigen: Fachbezogene Arbeitskreise, Frauengruppen, theologische Gesprächskreise, Selbsterfahrungsgruppen usw. In beiden Fällen ist überdies zu vermerken, daß das sachliche Interesse und der Wunsch nach Kommunikation gleichzeitig befriedigt werden sollen.

¹⁷ Eine gute Darstellung bietet *Guillermo Hyos-Vásquez*, *Theologie der Befreiung: Christentum oder Marxismus?*, in: *Orientierung* 42 (1978) 194–198. Vgl. *Hans Schöpfer*, *Vielfalt der Befreiungstheologien*: ebd. 41 (1977) 192–195; *Edward Schillebeeckx*, *Befreiungstheologien zwischen Medellín und Puebla*, in: *Orientierung* 43 (1979) 6–10, 17–21.

¹⁸ Die Delegiertenversammlung der AGG hat im Juli 1978 eine umfangreiche Stellungnahme „Kirche in Lateinamerika“ mit großer Mehrheit (101 : 17 : 3) verabschiedet, die als Sonderdruck in *Publik-Forum* Nr. 17/1978 veröffentlicht wurde.

¹⁹ Auch diese Aufgabe der Hochschulpastoral ist von Anfang an gesehen worden. Wichtige Impulse gingen von dem „Sekretariat Sozialer Studentenarbeit“ in Mönchenglöblich und seinem Leiter Carl Sonnenschein aus; vgl. *Benkart—Ruf*, a. a. O. 51.

3.4 Plurale Einseitigkeit

Problematischer Maß- stab für die „Band- breite“

Die paradoxe Formulierung „Plurale Einseitigkeit“ nimmt widersprüchliche Erwartungen und manchmal auch Vorwürfe auf, denen sich Hochschulgemeinden gegenübersehen. Wohlwollend oder mißtrauisch wird nach der „Bandbreite“ gefragt und unterstellt, daß diese zu klein sei. Es fällt auf, daß Fragen dieser Art vor allem dann gestellt werden, wenn eine Hochschulgemeinde als politisch und theologisch „links“ eingeschätzt wird. (Innerhalb der Hochschulen werden sie bestenfalls als liberal eingestuft!) Jedenfalls wird „kirchlicherseits“ immer wieder die Forderung erhoben, die Hochschulgemeinden müßten die ganze Breite des Katholischen darstellen.

Woran wird bei der darin enthaltenen Wertung Maß genommen? Offensichtlich an der Gestalt von Hochschulgemeinden früherer Jahrzehnte oder idealisierten Erfahrungen in katholischen Verbindungen²⁰ einerseits und andererseits an der mitteleuropäischen Gestalt von Territorialgemeinden und der ihnen entsprechenden Theologie.

Wie problematisch dieser Maßstab ist, zeigt schon die schlichte Gegenfrage: Wie groß ist denn die „Bandbreite“ der Pfarrgemeinden und offiziellen kirchlichen Gremien (bis hin zur Bischofskonferenz)? Ganz gleich, worauf man bei der Analyse achtet, es zeigen sich erhebliche *Einseitigkeiten* auch dort: soziografisch, theologisch, politisch, in der Gottesdienstgestaltung, in der Jugend- und Bildungsarbeit usw. Zwar gibt es Anlässe wie Taufe, Erstkommunion und Hochzeit, durch die noch (fast) alle erreicht werden. Doch wird dadurch die konkrete Ortskirche noch nicht zu einem Haus, in dem sich alle zu Hause fühlen oder auch nur repräsentiert sehen²¹.

Wie sollte das auch gehen? Der einzelne Christ, auch der Amtsträger, kann in sich selbst nicht plural sein, Gruppen und Gemeinden sind es auch nur begrenzt. Die unbedachte Anwendung des umfassenden Begriffs „katholisch“ auf alles, was in der katholischen Kirche vorkommt, verdeckt nicht nur die theologische Einsicht, daß zu keiner Zeit und an keinem Ort die Fülle des Christ-

²⁰ Richard Hauser, a. a. O. 26: „Man kann es nicht den Verbindungen anrechnen, daß sie ihr Prinzip religio nach dem katholischen Selbstverständnis ihrer Entstehungszeit (um 1850 der Verf.) auslegten und daraus vor allem Aktivität in der Gesellschaft, defensive Bewahrung und individualistische Frömmigkeit entnahmen. Aber man wird darin die Begrenzung ihres religiösen Wirkens feststellen müssen ... Die weitere Entwicklung erwies, daß das im Leben wichtigste und tragende Element der Verbindungen die Freundschaft war, indes das religiöse Bekenntnis mehr als stillschweigende Voraussetzung betrachtet wurde.“

²¹ Es ist durchaus bekannt, daß meist nur eher bürgerlich geprägte Schichten angesprochen werden, kaum Arbeiter und Intellektuelle. Weniger beachtet wird, daß auch regelmäßige Kirchgänger Hans Küng lesen oder sozialdemokratisch wählen oder römische Erklärungen ablehnen.

lichen anzutreffen ist, sondern verschleiert auch — was schlimmer ist —, daß der Inhalt des Begriffs mit dem eigenen Verständnis- und Erfahrungshorizont von Kirche gleichgesetzt wird. Trotz der genannten spezifischen Grenzen (3.3) läßt sich die These begründen, daß die durchschnittliche (auch eine „linke“) Hochschulgemeinde eine größere „Bandbreite“ besitzt und mehr Pluralität zuläßt als die durchschnittliche Territorialgemeinde, wenn man nur die Zusammensetzung der aktiven Mitglieder und das „Arbeitsprogramm“ beider Gemeinden vergleicht.

Enges Spektrum

Erheblich gewichtiger ist jedoch, daß im deutschsprachigen Raum die Kirche insgesamt ein sehr enges Spektrum von christlichen Positionen als „noch“ katholisch anerkennt oder duldet. Anders z. B. die Bischofskonferenz der Niederlande: Sie hat schon vor Jahren eine Kommission „Pluriformität“ eingesetzt, die den Auftrag hat, sowohl „rechte“ wie „linke“ Gruppen und Gemeinden am Rande der offiziellen Kirche zu untersuchen — mit dem Ziel, von ihnen zu lernen ²²!

Vielfalt

Es scheint in unseren Landen schwer, das Wort von der „Einheit in der Vielfalt“ und die faktischen Entscheidungen einer großen Zahl von getauften Menschen ernst zu nehmen — wenn diese anders votieren als die durchschnittliche Kerngemeinde oder die sogenannte Amtskirche. Sind diese Menschen — soweit sie sich überhaupt noch zur Gemeinschaft der Glaubenden zählen — nicht auch Kirche? Die Tatsache, daß viele sich der (welcher?) Kirche gegenüber distanziert verhalten, sollte nicht nur beklagt, und diejenigen, die im sogen. Vorfeld arbeiten, sollten nicht nur bedauert, sondern ermutigt werden.

Es fällt offenbar schwer, *Kirche in sich selbst als plural* zu verstehen und (diese oder jene) „Einseitigkeit“ — sofern sie nur bewußt und entschieden gelebt wird — positiv zu wollen. Die Fülle des Katholischen (des Christlichen) wird eben nur in der Gesamtkirche, aber nicht an jedem Ort realisiert.

Unterschiedliche, einseitig entschiedene (wie sollte man anders entschieden sein?) Gemeinden sind daher schon um der vollen Katholizität der Kirche wegen notwendig und ebenso wegen der differenzierten Lebenslage der Menschen — zumal, wenn sie am Rande der Kirche und/oder der Gesellschaft leben. Auch die marginalen Christen sind Kirche. Mehr noch: Einseitigkeit und Parteilichkeit sind Konsequenzen des Evangeliums Jesu. Das Reich

²² Vgl. Karl Derksen, *Universitätsfreie Theologie in den Niederlanden*, in: *Concilium* 14 (1978) 277–281; *Publik-Forum* 7 (1978) Nr. 22, S. 23 f.

Gottes ist jedenfalls nicht diffus „allen wohl und niemand weh“!²³

4. Eingeständnis

Zum Schluß muß ich zugeben, daß ich, geprägt von der eigenen Erfahrung, nicht den Wunsch der Redaktion erfüllen konnte, die gegenwärtige Hochschulpastoral in ihrer ganzen Breite darzustellen. Nicht jeder Kollege, zum Beispiel, wird sich in allen Aussagen wiederfinden.

Von den nicht besprochenen Bereichen und Problemen können nur einige genannt werden: Gemeindebegriff, Gottesdienst, Ökumene, Studien- und Lebensberatung, ausländische Studenten, Verhältnis von Sach- und Kommunikationsbedürfnis, inhaltliche Schwerpunkte von Hochschulgemeinden (z. B. Basisgemeinde oder Dritte Welt), fachspezifische Probleme; auch nicht die alte Frage, ob über persönliche Beziehungen vermittelte Glaubenserfahrung wichtiger ist als eine systematische theologische Bildung²⁴.

In Offenheit ...

Sicher bin ich allerdings in einem Punkt: Die in bezug auf die Hochschulgemeinden so oder so gestellte ängstliche Frage, ob sie ein „Trojanisches Pferd“ seien, wird in einer *offenen Kirche* und in einer *offenen Gesellschaft* überflüssig — weil es keine Mauern geben wird. Wer will solche Hoffnung schelten?

Doch bis zu diesem Ziel, zu solcher Freiheit, ist es mancherorts noch weit. Für jetzt wäre darum schon viel gewonnen, wenn von den Kirchen (in allen ihren Erscheinungsformen) wahrgenommen und eingestanden würde, was David A. Seeber zutreffend formuliert hat²⁵: „Es wächst ... eine Generation heran, die in der Breite der Bevölkerung dem Glaubensleben der Kirche noch sehr viel ferner stehen wird, als die gegenwärtig erziehende Generation ihrer Eltern ohnehin schon steht. Vermutlich ist es die erste Generation, die in großen Breiten ohne Rechte oder nur mit sehr verkümmerten Kontakten zur Kirche, wenn nicht zu Glaubensfragen überhaupt, aufwächst. Das Hauptproblem der nächsten Zukunft wird

... die Probleme der Zukunft angehen!

²³ Vgl. *Heinz-Robert Schlette*, Der Marginalismus ist ein Humanismus, in: *Orientierung* 41 (1977) 135—138 u. 153—155; *Jaques Pohier*, Die Auswirkungen einer zwanzigjährigen Vertrautheit mit der Psychoanalyse auf meine theologische Praxis, in: *Concilium* 14 (1978) 307—312, formuliert treffend: „Die Gotteserkenntnis ist für mich bruchstückhafter, ungewisser, begrenzter. Sie ist im Vollsinne des Wortes mehr Teilerkenntnis ... nicht, weil Gott nicht der Unendliche wäre, sondern weil ich endlich bin ... Man hält sich für Gott oder für die Gesamtheit der Glaubensgemeinschaft, wenn man sich einbildet, man könne einen Glauben haben, der kein Teilglaube ist. Im Gegenteil, der beste Dienst, den man Gott erweisen kann, um ihn den Gott-mit-uns sein zu lassen, und den man der Gemeinde erweisen kann, um sie Glaubensgemeinschaft sein zu lassen, besteht darin, daß man wählt.“

²⁴ Schon die Studentenfarrerkonferenz 1921 in Wien konnte sich nicht einigen, ob die theologische intellektuelle Fortbildung oder der existentielle christliche Lebensvollzug wichtiger sei. Vgl. *Benkart-Ruf*, a. a. O. 22 f.

²⁵ in: *Herder-Korrespondenz* 31 (1977) 384.

also nicht einmal die immer wieder zitierte stille Abwendung der Enttäuschten, sondern das ‚Fernbleiben‘ der Heranwachsenden sein. Angesichts dieser Situation verharrt die Kirche in einer eigentümlichen Sprachlosigkeit. Sie verhält sich in der kirchlichen Praxis: in der Vermittlung kirchlicher Normen an den religiös sehr pluralistischen Zeitgenossen, in der Konzeption des Religionsunterrichtes, der Jugendarbeit, ja selbst in der sonntäglichen Predigt so, als ob es diese Situation gar nicht gäbe, als sei die Zukunft des Christentums in unseren Gesellschaften gar keine Situation auf Leben und Tod, sondern als könne in kleinerem Rahmen und gewissermaßen mit begrenzterem Anspruch alles so weitergehen wie bisher. . . . Was an innerkirchlichem Streit geblieben ist, verliert jedenfalls angesichts der religiösen Zeitsituation und des Zögerns der Kirche angesichts dieser Situation fast jede Bedeutung. . . . Das eigentliche Beunruhigende könnte der Wunsch nach Ruhe sein . . .“

Dies provoziert auch eine kritische Frage an die Hochschulgemeinden. Denn es ist leichter gesagt als getan, was die Delegiertenversammlung des AGG als Schlußsatz ihrer Stellungnahme „Kirche in Lateinamerika“ — an die eigene Adresse gerichtet — beschlossen hat:

„Die Hoffnung auf Veränderung in Lateinamerika wird gestärkt, wenn wir im eigenen Verhalten und in den eigenen Verhältnissen auf Veränderungen hin arbeiten, die der befreienden Praxis Jesu entsprechen.“

Exodus, Metanoia, Nachfolge, Reich Gottes, Freiheit und Gerechtigkeit sind verwandte Worte:

Wir sind noch immer und zum Glück unfertig, Kirche auf dem Weg!

Alfred Schuchart Katholische oder evangelische Erziehung?

Pastoraltheologische
Überlegungen zur Ent-
scheidungsfindung in
„Mischehen“

Weitgehend herrscht Unklarheit darüber, welcher Art das Versprechen des katholischen Ehepartners ist, die Kinder aus seiner Ehe in der Kirche seines Bekenntnisses taufen zu lassen und sie in seinem Glauben zu erziehen. Der folgende Beitrag will hier zu einer Klärung beitragen und eine pastorale Hilfe bieten. Nach einem Überblick über die wichtigsten seit 1970 geltenden Regelungen bezüglich der konfessionsverschiedenen Ehe legt der Autor dar, daß die Lockerung einiger rechtlicher, auf die Durchsetzung der katholischen Taufe und Kindererziehung zielender Bestimmungen nicht bedeutet,